

NZZ am Sonntag

Syrien

Krise auf der Krim erschwert Friedenssuche mit Asad

Genau drei Jahre ist es her, seit der Aufstand in Syrien seinen Anfang nahm. Was mit friedlichen Demonstrationen gegen das Regime von Präsident Bashar al-Asad begann, ist zu einem Bürgerkrieg geworden, dessen Elend unvorstellbare Ausmasse angenommen hat. Gut 9 Millionen Syrer sind auf der Flucht, täglich fallen um die 200 Menschen der Gewalt zum Opfer. Die Zahl der Getöteten liegt bereits bei über 140 000. Die mediale Aufmerksamkeit ist dieser Tage aber voll und ganz auf die Halbinsel Krim und den Streit zwischen der Ukraine und Russland geschwenkt. Das sind für Syrien schlechte Nachrichten: Zum einen wird deutlich, wie rat- und hilflos die Weltöffentlichkeit dem syrischen Bürgerkrieg gegenübersteht. Zum anderen läuten die Machtspiele des russischen Präsidenten Wladimir Putin wohl eine neue Eiszeit im Verhältnis zwischen Russland und den USA ein. Denn Putin, Schutzherr Bashar al-Asads, tritt das Völkerrecht mit Füßen und dreht der Staatenwelt die lange Nase. Alle Mahnungen und Drohungen lassen ihn kalt. Und je mehr Putin zum internationalen Paria wird, desto weniger Anreiz hat er, Druck auf seinen Verbündeten Asad auszuüben. Eine diplomatische Lösung des Syrienkriegs gibt es aber nur mit Moskau. Damit wird die Krim-Krise auch zur Katastrophe für die syrische Zivilbevölkerung. (at.)

UBS-Boni

Der Griff in die Schatulle erfolgt zu früh

«Wir werden nicht ruhen», lautete der Slogan, mit dem die UBS nach ihrer existenziellen Krise um Vertrauen bei den Kunden warb. Tatsächlich ist die Grossbank ständig in Bewegung. So hat sie jüngst beschlossen, den Bonus-Topf für ihre Kaderleute auf 3,2 Milliarden Franken aufzustocken, was einem Zuwachs von 28 Prozent gegenüber dem Vorjahr entspricht. Fast ebenso stark steigt das Gehalt von Konzernchef Sergio Ermotti, der mit 10,7 Millionen Franken belohnt wird. Sein Kollege Andrea Orcel, der die Investment-Bank leitet, erhält sogar noch etwas mehr. Wofür? Hat die UBS nicht versprochen, das riskante Investment Banking deutlich zu schrumpfen? Sind die Klagen wegen Devisenmanipulationen bereits vom Tisch? Leider nicht, weitere Fälle wegen angeblicher Manipulation von Leitzinsen und Goldpreisen sind hängig. Die Erfahrung lehrt, dass ihre Beilegung stets teuer ist. Getragen werden diese Kosten meistens von den Aktionären: Die UBS-Aktie hat in den letzten zehn Jahren 59 Prozent ihres Wertes verloren. Manager sollten den Unternehmenswert zuerst mehren, bevor sie in die Gewinn-Schatulle greifen - und sich vor den Aktionären bedienen. Manchmal wünscht man sich geradezu, dass das UBS-Kader ruhen möge. (dah.)

Tierschutz

Wenn Pädagogik, dann richtig

Der Tierschutz hat Tieraussstellungen systematisch untersucht. Was die Besucher an solchen Messen zu sehen bekommen, sei oft keine artgerechte Haltung, lautet sein Schluss. Er kritisiert enge Käfige und die Degradierung von Tieren zu Spielzeugen. Er geht aber explizit nicht so weit, den Sinn von Tieraussstellungen generell infrage zu stellen. Warum sollen Tiere zur Schau gestellt werden? Oft wird pädagogisch argumentiert. Der Städter, so heisst es, habe keinen Kontakt mehr mit den Tieren. Das mag sein. Wenn es aber um Pädagogik geht, dann auch darum, den richtigen Umgang mit den Tieren zu vermitteln. Tieraussstellungen haben deshalb noch höheren Ansprüchen zu genügen als die private Tierhaltung. (pho.)

Chappatte



FC-Bayern-Präsident verurteilt wegen Steuerhinterziehung über Schweizer Bank.

Der externe Standpunkt

EU-Forschungsförderung führt zu exzellenter Bürokratie

Internationale Wettbewerbe um Forschungsmittel sorgen für Arbeit statt für akademische Qualität. Noch nicht erbrachte Leistungen lassen sich gar nicht objektiv bewerten, **schreibt Mathias Binswanger**

Momentan ist die Forschungsförderung der EU ein wichtiges Thema, weil die Schweiz nach der Annahme der Masseneinwanderungsinitiative vermutlich nicht mehr als vollwertiges Mitglied mitmachen darf. Doch was bedeutet weniger EU-Förderung überhaupt für unser Land?

Exponenten von Schweizer Universitäten haben uns schon mehrfach wissen lassen, dies sei eine Tragödie. So schrieb etwa der neue Rektor der Universität Zürich jüngst in dieser Zeitung: Gute Wissenschaft und Innovation entstehen dort, wo hervorragende Leute über Grenzen hinweg untereinander in einen Wettbewerb um Fördermittel treten können. Denn Wettbewerb stimuliert Exzellenz. Und internationaler Wettbewerb stimuliert internationale Exzellenz.

Diese Sichtweise entspricht einem heute oft und gerne vertretenen Irrtum, nämlich dem Irrtum, man könne durch die Einführung von künstlichen Wettbewerben Qualität - in der Wissenschaft Exzellenz genannt - herbeizaubern. Solche Wettbewerbe funktionieren aber nur dort, wo es um quantitativ messbare Leistungen geht. Im Sport lässt sich das leicht erkennen. In vielen Sportarten, wie etwa einem 100-Meter-Lauf, ist die Leistungsmessung kein Problem. Man kann leicht feststellen, wie lange ein einzelner Läufer braucht, um 100 Meter zu rennen, und es lässt sich dann ein exaktes Ranking erstellen.

Sobald die Qualität mit ins Spiel kommt, wird die Sache hingegen schwierig. Das zeigt sich bei Sportdisziplinen wie Kunstturnen oder Eiskunstlauf. Dort geht es nicht mehr um quantitativ erfassbare Leistungen, sondern um die Qualität einer Darbietung. Doch da im Sport am Schluss nur die Rangliste zählt, versucht man die Qualität einer Vorführung trotzdem zu quantifizieren, indem man sie von einer Fachjury bewerten lässt. Deren Mitglieder sind dann auf oftmals rätselhaft Art und Weise in der Lage, die Kür einer Eiskunstläuferin nur einige Sekunden

nach dem Ende der Vorführung mit einer exakten Zahl zu bewerten.

Das geht deshalb, weil Fachjurys sich bei ihrem Qualitätsurteil vor allem auf quantitativ fassbare Kriterien stützen, die dann als Indikatoren für Qualität herhalten müssen. Beim Eiskunstlauf sind dies vor allem die Anzahl der erfolgreich absolvierten Dreifach- oder heute sogar Vierfachsprünge. So ist Eiskunstlaufen zu einer seltsamen Veranstaltung geworden, bei der eine Kür als Vorwand dient, die Fachjury in kurzer Zeit mit möglichst vielen Axels, Salchows oder Rittbergers zu beeindrucken, die als zusätzliches Erschwernis noch zum Rhythmus einer dazu gespielten Melodie passen müssen. Es geht in Wirklichkeit nicht mehr um Qualität, sondern darum, die Jury mit messbarer Quantität zu beeindrucken.

So ist das auch in der Wissenschaft. Statt um Medaillen geht es dort hauptsächlich darum, möglichst viele Projekte zu akquirieren. Wer das am besten kann, der landet

dann bei den internationalen Universitätsrankings weit oben und gilt als exzellenter Forscher. Hier offenbart sich eine simple Tonnenideologie. Exzellente ist jemand, der viele Forschungsgelder abkassiert. Der Inhalt der Forschung ist hingegen zur Nebensache verkommen, da er für die Rankings bedeutungslos ist.

Allerdings führen die Wissenschaftler bei den EU-weiten Projektwettkämpfen keine vollbrachten, sondern geplante Leistungen vor. Wie beim Eiskunstlaufen geht es darum, eine Jury mit quantitativ fassbaren Details zu beeindrucken. Konkret heisst dies etwa: möglichst lange Publikations- und Projektlisten, möglichst viel internationale Vernetzung und möglichst exakte Zeitpläne und im Vorhinein (!) beschriebene Resultate. Und damit das nicht zu einfach wird, werden noch zusätzliche bürokratische Hürden eingebaut: umfangreiche und komplizierte Antragsformulare, exakte Vorschriften der Arbeitszeiterfassung und Zwang zur ständigen Ablieferung von Berichten, die im Normalfall nie jemand liest. Zwar wird nach jedem Rahmenprogramm in schöner Regelmässigkeit versprochen, dass das nächste Rahmenprogramm unbürokratischer werde. Aber in Wirklichkeit wird die Bürokratie von Rahmenprogramm zu Rahmenprogramm einfach kreativ weiterentwickelt.

Der EU-Forschungswettbewerb stimuliert somit wenig Forschungsexzellenz, sondern eher Exzellenz im Umgang mit der EU-Bürokratie und das Wissen, wie man die Projektjury beeindrucken kann. Kein Wunder, dass die im EU-Wettbewerb geförderte Forschung zunehmend zu einem eigentlichen Beschäftigungsprogramm geworden ist. Der stolze Hinweis von Euresearch, dass die Forschungszusammenarbeit mit der EU von 2007 bis 2012 in der Schweiz 8000 Arbeitsplätze geschaffen hat, zeigt das sehr schön. Für die Schaffung von Arbeitsplätzen sind die EU-Programme tatsächlich wichtig. Ob dies auch für den Inhalt der Forschung gilt, ist eine ganz andere Frage.

Mathias Binswanger



Mathias Binswanger, 51, ist Professor für Volkswirtschaftslehre an der Fachhochschule Nordwestschweiz in Olten und Privatdozent an der Universität St. Gallen. Er ist Autor zahlreicher Artikel und Aufsätze. Im Jahr 2010 erschien sein Buch «Sinnlose Wettbewerbe - Warum wir immer mehr Unsinn produzieren».